

Prolog

Durch den starken Schneefall und den blendenden Schein der Laternen war es unheimlich schwer, die Straße noch auszumachen. Auch wenn die Scheinwerfer ihres Autos die schneebedeckte Fahrbahn so gut wie möglich ausleuchteten, vermochte man kaum zu sagen, wo die Straße aufhörte und wo der Gehsteig begann.

Zum Glück war der Weg nicht weit und Laura hatte das Haus ihrer besten Freundin schnell erreicht. Sie wusste nicht einmal, warum sie um diese Uhrzeit hierher gerufen worden war – sie hatte lediglich eine Nachricht vom Handy ihrer Freundin erhalten, so schnell wie möglich zu kommen. Grace hatte jedoch auf keine Nachricht und keinen Anruf reagiert, was Laura Schlimmes vermuten ließ.

Nachdem sie das Auto am Straßenrand abgestellt hatte, eilte Laura auf das einzige Haus in der Siedlung zu, in dem noch Licht brannte. Komisch, wenn man bedachte, dass es schon fast zwei Uhr morgens war. Normalerweise schlief man doch um diese Zeit, sogar an Weihnachten. Laura hatte kein gutes Gefühl, als sie sich dem Eingang näherte. Etwas sagte ihr, dass sie besser nicht weitergehen sollte, doch sie hatte keine andere Wahl.

Der Schnee vor der Haustür und auf der Veranda war schmutzig und platt getreten, als ob bereits mehrere Füße darüber getrampelt wären. Die Haustür stand einen Spalt weit offen, doch es herrschte völlige Stille.

Vorsichtig drückte Laura die Tür auf und blieb wie angewurzelt im Eingang stehen, als ihr der Geruch von Blut in die Nase stieg, der ihren Magen rebellieren ließ.

Sie zögerte einen Moment, da sich Angst in ihr breit machte. Mit jeder Sekunde, die verstrich, schlug ihr Herz vor Aufregung schneller. »Grace?«, rief sie den Namen ihrer besten Freundin durch das Haus. »Bist du da? Ich bin es, Laura.«

Laura wartete auf eine Antwort, doch als keine kam, beschloss sie, einfach hineinzugehen – immerhin war sie ja hierher bestellt worden. Sie folgte ein paar nassen Fußspuren quer durch den Vorraum in die Küche. Das Erste, was ihr dort ins Auge stach, war der leblos am Boden liegende Körper eines Mannes. Erschrocken wich sie zurück und schloss fest die Augen. Sie betete, sich zu irren, doch in diesem Moment stieg ihr der Blutgeruch erneut in die Nase und ihr wurde übel. Ohne es zu wollen, öffnete sie die Augen und ließ ihren Blick über die rote Flüssigkeit am Küchenboden wandern. Fassungslos schlug Laura sich die Hand vor das Gesicht, als ihr klar wurde, was das bedeutete.

»Grace!«, rief sie noch einmal verzweifelt durch das Haus, ohne dabei den Blick von der Leiche abzuwenden. Es war Arthur, der Mann ihrer besten Freundin. Wenn er tot war und sich niemand auf ihr Rufen meldete, dann bedeutete das doch, dass ...

»Ich war es nicht«, hörte sie da eine männliche Stimme hinter sich und wirbelte herum. Im Türrahmen zum Wohnzimmer stand Jesse, Grace' ältester Sohn. Er besuchte das Internat, das Lauras Mann leitete. Seine Kleidung war blutverschmiert und seine sonst dunkelbraunen Augen hatten sich schwarz verfärbt. Selbst durch die nur schwache Beleuchtung in der Küche konnte sie sehen, dass seine Wangen nass von Tränen waren. »Auch wenn es danach aussieht.«

»Ich glaube dir, Jesse«, beeilte sie sich zu sagen. Vor allem deswegen, um selbst nicht auch noch zu weinen zu beginnen. Durch ihren Beruf hatte sie sich mit der Zeit daran gewöhnt, Blut und auch tote Menschen zu sehen, doch es war etwas völlig anderes, die Opfer zu kennen ...

Aber wer war es dann?, wollte Laura fragen, kam aber nicht dazu.

Mit einem Mal wirkte Jesse, als wäre er aus einem schrecklichen Traum aufgewacht. Die Farbe seiner Augen wurde wieder heller und auch seine Muskeln spannten sich an. »Mein Bruder«, sagte er mit plötzlicher Aufregung in der Stimme, die Laura nicht gefiel. »Ich hatte keine andere Wahl, er wäre gestorben.«

Das klang nicht gut. Vielleicht sollte sie besser ihren Mann rufen, überlegte Laura. Andererseits, bis dieser hier war, könnte es bereits zu spät sein.

Laura schluckte, bevor sie an Grace' ältestem Sohn vorbeimarschierte. Als sie seinen jüngeren Bruder am Boden des Wohnzimmers liegen sah, blieb sie stehen und warf einen prüfenden Blick auf Jesse. Nun, wo sie sich wieder in einem beleuchteten Raum befanden, konnte Laura erkennen, wie blass seine Haut war. Verständlich, immerhin machte sein Bruder auf sie keinen sehr lebendigen Eindruck. Im Gegensatz zu Jesse kannte sie ihn kaum, doch das bedeutete nicht, dass sie keine Angst um ihn hatte. Grace und sie kannten sich schon seit ihrer Kindheit – sie waren unzertrennlich gewesen. Immer wenn sie einen der beiden Jungen ansah, erkannte sie ihre Freundin in ihnen wieder.

»Du hast ihn verwandelt?«, wollte sie von Jesse wissen, bemüht, ihre Stimme nicht zittern zu lassen. Sie dachte an Grace und daran, dass sie vermutlich tot war. Und sie dachte an ihren eigenen Sohn. Wenn Laura etwas zustoßen würde, dann würde sie wollen, dass sich jemand um ihn kümmerte.

Auf ihre Frage hin nickte Jesse, doch er wirkte dabei nicht gerade überzeugt. Er atmete tief durch. »Ich meine, das dachte ich zumindest. Aber er wacht nicht auf. Er müsste doch aufwachen, oder? So funktioniert das doch.«

Eigentlich sollte es so funktionieren. Aber was, wenn etwas schiefgegangen war? Was sollte sie Jesse dann sagen? Heute Nacht noch ein Familienmitglied zu verlieren, würde er bestimmt nicht verkraften. Niemand würde das.

Nach kurzem Zögern kniete sie sich neben Jesses Bruder auf den Boden, um zu überprüfen, ob er noch am Leben war – was sie inständig hoffte.

»Sie sind alle tot«, hörte sie Jesse dabei hinter sich sagen und versuchte, sich von seinen Worten nicht aus der Fassung bringen zu lassen. Wieder hatte sie Grace vor Augen. »Alle.«

»Nicht alle«, stellte sie nach ein paar Sekunden erleichtert fest und atmete tief durch, als zumindest ein Teil der Anspannung von ihr abfiel. Die Wunde am Hals des Jungen begann langsam zu heilen, doch eine Narbe würde bestimmt zurückbleiben. Allerdings war das wohl das geringste Übel, wenn man bedachte, dass auch er hätte tot sein können. »Jesse«, sagte Laura, wobei sie sich die größte Mühe gab, ihre Stimme fest klingen zu lassen und Jesse das Gefühl zu geben, dass alles gut werden würde. »Könntest du deinem Bruder ein Glas Wasser aus der Küche holen? Wenn er aufwacht, hat er bestimmt Durst.«

»Bestimmt«, gab Jesse trocken zurück, woraufhin sie sich zu ihm umdrehte.

Durch die Nachricht, dass sein Bruder nicht tot war, schien die Angst völlig von ihm abgefallen zu sein. Stattdessen glaubte sie, eher so etwas wie Wut in seiner Stimme mitschwingen zu hören. Sie konnte ihm jedoch nicht verübeln, dass seine Gefühle etwas verrücktspielten.

»Aber er wird kein Wasser wollen.«

»Jesse ...«, setzte sie an, kam aber nicht dazu, den Satz zu Ende zu sprechen.

»Schon gut«, meinte er, bevor er ihr den Rücken zuwandte und in die Küche verschwand.

Einen Moment lang sah Laura sich im Wohnzimmer um. Es war völlig zerstört, als ob hier ein heftiger Kampf gewütet hätte. Der riesige, voll geschmückte Weihnachtsbaum lag umgekippt in einer Ecke. Sie wollte wissen, was geschehen war, doch es war wohl nicht der richtige Moment, um Jesse danach zu fragen. Besonders, da sie spürte, wie der Herzschlag seines Bruders immer regelmäßiger wurde, bis er schließlich hochschreckte und sich umsah.

»Was ist passiert?«, fragte er, als er sie entdeckte. Seine Stimme klang atemlos. »Was waren das für Leute? Wo ... wo ist meine Schwester?«

»Es ist alles in Ordnung«, versicherte Laura ihm, und griff nach seiner Hand, da sie ihm keine seiner Fragen beantworten konnte. Jesse könnte das, doch er war vermutlich im Moment nicht in der richtigen Verfassung. Daher musste sie die Aufgabe übernehmen, ihn zu beruhigen. »Dein Bruder hat dir das Leben gerettet.«

»Aber –« Seine meerblauen Augen musterten sie verunsichert. Sie konnte ganz eindeutig die aufsteigende Angst und Panik darin erkennen. »Meine Schwester ...«

»Es tut mir leid.« Jesse war wieder im Türrahmen aufgetaucht. Er sprach langsam und gedehnt, als ob er sichergehen wollte, dass sein Bruder ihn auch wirklich verstand. Doch seine Bemühungen schienen umsonst: Die Verwirrung war ihm nur zu deutlich ins Gesicht geschrieben. »Aber zumindest bist du noch am Leben.«

»Zumindest?« Langsam schienen die Worte seines Bruders nun doch zu ihm durchzudringen, denn auf seinem Gesicht machte sich Verzweiflung breit. Er schüttelte den Kopf. »Was lässt dich denken, dass ich so leben will? Ohne unsere Schwester?«

Warum fragte er nicht nach seinen Eltern?

»Entschuldige, aber ich dachte, dein Leben wäre dir etwas wert.« Jesse beobachtete seinen Bruder dabei, wie er sich vom Boden aufrappelte. Allerdings musste er sich dabei mit beiden Händen an der Wand festhalten, um nicht umzufallen. Der Blutverlust zeigte immer noch seine Nachwirkungen, auch wenn die Wunde bereits verheilt war.

»Summers Leben bedeutet mir mehr, Jesse«, erklärte er ernst.

Irgendwie verstand Laura ihn ja, auch wenn seine Worte ihr im Herz wehtaten. Die ganze Situation war wie ein wahrgewordener Albtraum. Besonders für die beiden.

Laura merkte, dass Jesse etwas sagen wollte, doch sie sprang schnell vom Boden auf, um ihn davon abzuhalten. Er wollte seinen Bruder trösten, das wusste sie, aber sie befürchtete auch, dass er nicht die richtigen Worte finden würde. Zumindest nicht in seinem aktuellen Zustand. »Sag nichts«, bat sie ihn im Flüsterton mit einem Blick auf seinen Bruder, der inzwischen mit dem Rücken zu ihnen stand und den Kopf gegen die Wand gelehnt hatte.

Laura spürte, wie Jesse sich neben ihr anspannte, und auch ihr Griff um seinen Arm festigte sich, als sie die Tätowierung im Nacken des Jungen entdeckte. »Siehst du das auch?«, fragte sie Jesse, woraufhin er nickte.

»Das ist neu.«

»Du weißt, was das bedeutet, Jesse.« Sie warf ihm einen kurzen Blick zu, bevor sie sich wieder an seinen Bruder wandte. Sie konnte einfach nicht glauben, was sie dort sah. »Wir müssen ihn ins Internat bringen. Kalin wird wissen, was zu tun ist.«

Jesse lachte sarkastisch. »Ja, viel Glück dabei, ihn von hier wegzubekommen.«

1 Andrew Vega

Der Sonnenuntergang war schon einige Stunden her und in den tausenden Gängen des Internats war bereits Ruhe eingekehrt. Es war so leise, dass Andy nur seine Schritte, die von den kahlen Wänden widerhallten, und das Schlagen seines eigenen Herzens hören konnte. In einem langsamen Rhythmus pumpte es das Blut durch seine Adern. Immer und immer wieder.

Der Gang, welcher zum Labor führte, war nur spärlich mit Öllampen beleuchtet – für diejenigen unter ihnen, die sich in der Finsternis noch nicht so gut zurechtfinden. Auch wenn Andy es nicht gerne zugab, musste er sich doch eingestehen, dass er sich mittlerweile ziemlich gut an dieses Leben in Dunkelheit gewöhnt hatte. Anfangs war es einfach unvorstellbar für ihn gewesen, nachtaktive zu sein, doch nun hatte er seine Meinung geändert. Es gab immerhin auch Vorteile: Selbst im Sommer musste er sich nicht mit unerträglicher Hitze herumschlagen. Durch die steinernen Böden und dicken Mauern des Schlosses fiel die Temperatur in dem Gebäude nachts immer stark ab, was Andy sehr gelegen kam. Im Gegensatz zu den meisten anderen Schülern bevorzugte er die Kälte.

Das Licht des Mondes, das durch die Fenster zu seiner Rechten fiel, zeichnete im Wind tanzende Schatten der alten Bäume auf den Boden vor ihm und zog Andys Aufmerksamkeit auf sich. Er blieb einen Moment lang stehen und wandte sich einem der meterhohen Fenster zu. Es war mit schweren, tiefroten Vorhängen umrandet, die normalerweise auch nachts verdeckt waren. Doch nicht heute. Andy fragte sich, ob sie schon den ganzen Tag über zurückgezogen waren, während er sein Spiegelbild in der Scheibe betrachtete.

Dass er in den letzten Tagen mehr gearbeitet als geschlafen hatte, sah man ihm deutlich an. Seine schwarzen Haare und das dunkle T-Shirt verstärkten die Blässe seiner Haut zusätzlich und seine sonst meerblauen Augen glänzten im Licht des Mondes fast schwarz.

Schnell wandte Andy den Blick ab und machte sich wieder auf den Weg. Er hasste es, sich so zu sehen. Auch wenn dieses Schwarz seiner Augen nur von den schlechten Lichtverhältnissen stammte, zeigte es doch eine Seite von ihm, die er am liebsten vor der ganzen Welt verstecken würde. Sie war der Grund dafür, dass er in diesem Schloss lebte, anstatt auf eine normale Schule zu gehen, so wie alle anderen in seinem Alter.

Andy wusste nicht, wie spät es war, doch die Stille im Gang ließ ihn vermuten, dass sich die anderen Schüler des Internats bereits im Unterricht befanden. Ansonsten könnte er hier bestimmt nicht ungestört entlangspazieren – zumindest nicht, ohne sich einen Weg durch die Massen suchen zu müssen.

Im Gegensatz zu den anderen Klassenzimmern, die sich im Westflügel des Schlosses befanden, lag das Labor im Osten. Und genau dorthin wollte Andy nun, da sein Laborpartner, Mo, ihn darum gebeten hatte, sich mit ihm zu treffen, um den weiteren Verlauf ihrer aktuellen Arbeit zu besprechen. Anfangs hatte es sich dabei um nichts weiter als ein einfaches Schulprojekt gehandelt, das sich so gut entwickelte, dass die beiden es zu ihrer Hauptarbeit erklärt hatten. Deshalb ahnte Andy auch bereits, worum es bei diesem Gespräch gehen würde. Doch genau

davor hatte er Angst: Es ging um den nächsten Schritt ihrer Arbeit, den Andy nicht bereit war, zu gehen. Es war nicht einmal so, dass er sich *nur im Moment* nicht damit beschäftigen wollte. Wenn es möglich wäre, würde er diese Phase – die Testphase – völlig überspringen. Natürlich war ihm klar, dass es unvermeidlich war, jemanden dazu zu bringen, die Erfindung zu testen. Immerhin erinnerte Mo ihn regelmäßig daran. Doch Andy fühlte sich bei diesem Gedanken nicht wohl. Sie waren noch lange nicht so weit, diese Erfindung an jemand völlig Fremdem zu testen. Es könnte so viel schiefgehen. Genau das war auch der Grund, warum Andy dieses Gespräch bisher immer wieder hinausgezögert hatte.

Noch einmal atmete er tief durch, um sich auf das Gespräch vorzubereiten.

Andy wünschte, er könnte jemanden um Rat fragen. Jemanden, der ihm sagte, was er tun sollte. Nur wen? Der Einzige, der außer Mo und ihm über das Projekt Bescheid wusste, war der Direktor der Schule. Aber Andy war sich nicht sicher, ob dieser seine Bedenken auch verstehen würde. Immerhin hatte er heute, als Andy ihn auf den neuesten Stand des Projekts gebracht hatte, einen ganz und gar begeisterten Eindruck gemacht. Andy konnte ihm also nicht sagen, dass er an seiner eigenen Arbeit zweifelte.

Noch wenige Schritte trennten Andy vom Labor und ihm wurde klar, dass es zu spät war, um einen Rückzieher zu machen. Wenn auch etwas widerwillig, drückte er die Tür auf und machte ein paar Schritte in den Raum hinein. Wie jedes Mal waren es die weißen Fliesen an Boden und Wänden des Labors, die Andy zuallererst ins Auge stachen. Ihm gefiel die Einrichtung nicht besonders, sie wirkte steril und kalt. Trotzdem verbrachte er hier den Großteil seiner Freizeit.

»Mo.« Suchend ließ Andy seinen Blick schweifen. Der Raum war gut zu überblicken, man konnte sich nirgends richtig verstecken. »Du machst mich wahnsinnig«, fügte Andy leise hinzu, als ihm klar wurde, dass er alleine war. Warum hatte Mo ihn zu sich bestellt, wenn er gar nicht da war?

Kopfschüttelnd sah Andy sich noch einmal im Labor um. Es war alles wie immer: In der Mitte des Raumes standen einige Tische mit Lampen und Mikroskopen darauf und Bürostühlen davor. Eigentlich war das Labor übertrieben ausgestattet, überlegte Andy, während er den ersten der Arbeitstische umrundete. Außer Mo und ihm verirrte sich kaum jemand hierher – nicht einmal für den Unterricht wurde das Labor regelmäßig genutzt. Doch das war nicht unbedingt ein Nachteil: So konnten Mo und er wenigstens in Ruhe arbeiten, ohne dabei gestört zu werden. Vorausgesetzt, sein Laborpartner tauchte demnächst auf.

Am anderen Ende des Raumes waren die Jalousien vor der Fensterfront, die zum kleinen Innenhof führte, hochgezogen. Andy überlegte kurz, ob Mo eventuell draußen sein könnte, um eine kurze Rauchpause einzulegen, bemerkte dann aber, dass die Tür verschlossen war.

Seufzend drehte Andy sich um und griff nach einer der Akten, die auf dem Arbeitsplatz vor ihm gestapelt waren. Immerhin, Mo schien heute schon hier gewesen zu sein, denn Andy war sich sicher, gestern früh noch alles weggeräumt zu haben, bevor er ins Bett gegangen war.

Um sich die Zeit zu vertreiben, begann er, in der Mappe zu lesen. Es handelte sich dabei um Andys Personalakte. Was um alles in der Welt hatte Mo damit vor?

Andys Blick wanderte über die Daten, die darin standen. Der Direktor hatte diese Akte erstellen lassen, nachdem Andy zu einem Vampir geworden war. Darum waren alle Angaben

darin noch korrekt – seine Verwandlung war gerade einmal ein halbes Jahr her. Und doch fühlte es sich an wie eine Ewigkeit.

Einen Moment lang betrachtete er das Foto von sich, bevor er die Mappe wieder zuschlug. »Da bist du ja endlich«, sagte Andy, ohne sich dabei umzusehen.

»Du klingst nicht überrascht«, stellte Mo schon fast enttäuscht fest. Er musste laut sprechen, da Andy ihn sonst durch das Fensterglas nicht gehört hätte. »Hast du dich zumindest etwas erschreckt?«

Andy seufzte und ließ die Akte sinken. »Natürlich, Mo«, versicherte er seinem Laborpartner, bevor er sich zu ihm umdrehte.

Mo stand in der Finsternis des Vorhofes vor der Glastür und musterte Andy mit seinen stahlgrauen Augen erfreut. »Wusste ich es doch.«

Das Licht im Inneren des Labors spiegelte sich in der Fensterscheibe, weshalb Andy Mo nur schlecht ausmachen konnte. Doch er wusste auch so, wie sein Laborpartner aussah – Mos dunkelblaue, struppige Haare und das von Narben geprägte Gesicht vergaß man nicht so schnell wieder. Wie so oft fragte Andy sich, woher diese Narben stammten. Sie sahen aus, als wäre jemand mit einem Messer auf Mo losgegangen, und ließen ihn älter und bedrohlicher aussehen, als er eigentlich war.

»Und wie denkst du, kommst du jetzt hier rein?« Andy grinste Mo durch die geschlossene Tür hinweg an. Immerhin war das Labor der einzige Weg, der aus dem Innenhof führte, und diese Tür war verschlossen – einen anderen Ausweg gab es nicht. Auch Mo schien das gerade zu bemerken, denn Andy konnte beobachten, wie sich Nervosität in seinem Partner breitmachte.

»Du lässt mich doch rein, oder?« Mo legte beide Hände auf die Glasscheibe. »Ich bin irgendwie davon ausgegangen, dass du mich reinlässt.«

Falsch gedacht, wollte Andy sagen, überlegte es sich dann aber anders. Mo war eben ein ziemlich impulsiver Typ. Er überlegte nicht lange, bevor er handelte. Dafür hatte er in seinem Leben bestimmt schon oft genug büßen müssen. Es hatte also keinen Sinn, ihn da draußen stehen zu lassen. Darum verdrehte Andy lediglich die Augen und öffnete dann die Tür. Er sparte sich die Frage danach, wie Mo überhaupt in den Innenhof gelangt war. Es gab da nämlich etwas, das ihn noch viel mehr interessierte. »Also: Warum bin ich hier? Ich habe nämlich gerade eigentlich Mathematik.«

Mo verzog gespielt bedauernd das Gesicht. »Es tut mir wirklich äußerst leid, dass du meinetwegen dein Lieblingsfach verpasst, Andrew.«

»Ich würde es nicht verpassen, wenn du nicht zu spät gekommen wärst«, konterte Andy trocken. »Ich hoffe für dich, es ist auch wichtig. Wenn du mich nämlich nur hast warten lassen, um mich zu erschrecken, dann –«

»Nein, nein«, unterbrach Mo ihn, noch bevor Andy seinen Satz zu Ende sprechen konnte. Er hatte offenbar nicht vor, sich für seine Verspätung zu entschuldigen. »Ich habe ganz tolle Neuigkeiten.«

Seine Stimme klang aufgeregt, was Andy hoffen ließ, dass er hier doch nicht nur seine Zeit verschwendete. Und vor allem, dass Mo nicht mit ihm über die Testperson für ihre Erfindung sprechen wollte.

»Tatsächlich?« Andy fragte sich, was er wohl zu erzählen hatte. Aus Erfahrung wusste er, dass Mos Vorstellungen von »erfreulich« nicht immer seinen eigenen entsprachen. Daher war Andy sich nicht sicher, ob er von diesen Neuigkeiten ebenso begeistert sein würde wie Mo. »Immer raus damit.«

»Ich weiß nicht, ob ich dir das jetzt noch verraten möchte, immerhin hast du dir ziemlich viel Zeit gelassen, bevor du die Tür geöffnet hast.« Mo machte einen Bogen um Andy und ließ sich mit vor der Brust verschränkten Armen in einen der Laborstühle sinken. Der Vorwurf in seinem Blick war nicht zu übersehen.

»Du hast mich auch warten lassen, schon vergessen?«

Mo schüttelte den Kopf, als könnte er dieses Argument kein bisschen nachvollziehen. »Na gut«, gab er nach und wurde endlich ernst. »Hast du schon mit dem Direktor gesprochen? Das wolltest du heute doch auch machen.«

Mit einem tiefen Seufzen ließ Andy sich ebenfalls in einen der Stühle sinken und zog sein Handy aus der hinteren Hosentasche, um zu sehen, wie viel Uhr es war – er wollte später nicht zu spät zum Essen kommen. »Ja, ich hab heute beim Frühstück schon mit ihm geredet.«

Dieser Satz schien Mos Interesse zu wecken, denn er hielt plötzlich in seiner Bewegung inne und lehnte sich in seinem Stuhl nach vorne, um Andy eingehend zu mustern. »Und? Was hat er gesagt?«

Andy zögerte einen Moment lang. Der Ausdruck, der jedes Mal aufs Neue in Mos Augen aufblitzte, wenn er von ihrem Projekt sprach, gefiel Andy nicht. Er wusste nicht genau, woran das lag, doch seit die beiden an dieser Erfindung arbeiteten, hatte Mo sich immer mehr zum Schlechten verändert. Es war, als würde er dadurch zu einer völlig anderen Person werden ...

Andy verstand natürlich, dass Mo viel an dieser Arbeit lag – schließlich ging es ihm nicht anders. Wenn ihre Erfindung tatsächlich so funktionierte, wie die beiden es sich vorstellten, würde sie die Welt der Vampire ganz schön auf den Kopf stellen.

»Er gibt uns mehr Zeit«, entgegnete Andy schließlich. »Ich habe ihn davon überzeugen können, uns für die nächste Zeit vom Unterricht zu befreien, um die Arbeit schneller voranzubringen. Immerhin ist das im Interesse aller.«

Ein Grinsen machte sich auf Mos Gesicht breit, als er sich wieder gegen die Lehne sinken ließ. »Wirklich?«

Andy nickte. »Ja. Ich meine, es war alles andere als einfach, den Direktor zu überzeugen. Aber er hat zugestimmt, und das ist das Wichtigste.«

»Ausgezeichnet. So gefällt mir das.« Mo machte eine kurze Pause und ließ seinen Blick durch den Raum wandern, als suchte er etwas. »Hast du das gehört?«, fragte er dabei laut in die Stille. Andy wusste, dass Mo nicht mit ihm sprach, auch wenn sich gerade außer ihm niemand im Labor aufhielt. »Das sind doch fantastische Neuigkeiten!«

Seufzend sah Andy sich um. Er wusste, was gleich passieren würde, schließlich war es immer das Gleiche: Angelockt von Mos Stimme begann sich etwas Langes, Dunkles durch die immer noch leicht geöffnete Tür am anderen Ende des Raumes auf die beiden zuzubewegen.

»Hola, Enrique«, begrüßte Mo seine *halbwegs zahme* schwarze Mamba, wie er sie immer nannte. Vorsichtig schlängelte sich diese an seinem Bein hoch und hängte sich um Mos Hals, so

wie Enrique es immer tat. Für Andy war es unverständlich, wie man nur solches Vertrauen zu einer Schlange haben konnte.

»Warum sprichst du eigentlich immer spanisch mit deiner Schlange?«, wollte er wissen. Immerhin stammte sie doch aus Afrika. Doch die sprachlichen Differenzen der beiden waren vermutlich das geringste Problem: Denn auch wenn Mo vor Enrique nichts zu befürchten hatte, galt das nicht für die restlichen Schüler des Internats. Mo wusste genauso gut wie er, wie der Direktor reagieren würde, wenn er erfuhr, dass sich eine giftige Schlange in seinem Internat aufhielt. Immer wieder sagte Andy sich, dass es Mos Aufgabe war, dafür zu sorgen, dass nichts passierte, und nicht seine. Doch er konnte einfach nicht anders, als sich Gedanken zu machen.

»Wir beide lieben Spanien«, meinte Mo nur. »Das ist unsere gemeinsame Leidenschaft, darum verstehen wir uns so gut.«

»Natürlich.« Andy sah Mo hinterher, der sich vom Stuhl erhob und sich auf den Weg zu seinem Arbeitsplatz machte, als ihm etwas einfiel. »Und was ist jetzt mit deinen fantastischen Neuigkeiten?«, wollte er wissen. »Du hast mich doch nicht nur hierher gerufen, um mit mir über Direktor Johnson zu sprechen. Das hätte ich dir auch am Telefon sagen können.«

Als er Andys Stimme hörte, hielt Mo in seiner Bewegung inne und drehte sich wieder zu ihm um, um ihn abschätzig zu mustern. Währenddessen streichelte er Enrique langsam und vorsichtig über den Kopf. »Weißt du was?«, sagte er dann, wobei ein breites Grinsen auf seinem Gesicht entstand, das Andy misstrauisch machte. »Vergiss es, es ist nicht so wichtig. Du solltest auch langsam los, wenn du nicht zu spät zum Essen mit deinem Dad kommen möchtest.«

»Der Direktor ist nicht mein Dad«, erwiderte Andy entschieden, doch Mo verdrehte nur die Augen. »Außerdem habe ich gar nicht vor, zu diesem Essen zu gehen. Ich habe für heute nämlich schon andere Pläne.«

Cathleen E. Parker

»Er hat nicht angerufen.«

Ich ließ mich neben meiner besten Freundin Isobell auf die Hollywoodschaukel im Garten ihrer Großeltern sinken und reichte ihr eine Decke, die ich ihr aus dem Haus mitgebracht hatte. Obwohl es bereits Sommer war, war diese Nacht unheimlich kühl, und das lag nicht nur an Isobells eisiger Stimmung. Eigentlich sollte sie ja wie alle anderen im Haus sein und ihren Geburtstag feiern, doch kurz vor Mitternacht war sie einfach verschwunden.

Nachdem sich Is die Decke um die Schultern geschlungen hatte, hob sie den Kopf und blinzelte mich mit ihren blauen Augen traurig an. Sie wartete schon den ganzen Tag sehnsüchtig darauf, dass Andy sich bei ihr meldete, wie er es versprochen hatte. »Cat, warum hat er nicht angerufen?«

Wenn ich das nur wüsste. Wie konnte man den Geburtstag seiner besten Freundin vergessen? Seitdem Andys Eltern von hier weggezogen waren und er auf das Internat gewechselt hatte, hatte ich das Gefühl, er war nicht mehr derselbe ...

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Aber ich bin mir sicher, er hat einen guten Grund. Bestimmt war er heute einfach nur unheimlich beschäftigt und hatte noch keine Zeit, dich anzurufen ...«

Kopfschüttelnd wandte Isobell den Blick von mir ab. Sie tat mir so leid. Alles, was sie sich zu ihrem siebzehnten Geburtstag gewünscht hatte, war, dass Andy zumindest an sie dachte, wenn er schon nicht persönlich vorbeikommen konnte. Ich spürte, wie sich bei diesem Gedanken Wut in meinem Bauch breitmachte. Was fiel ihm ein, Is nicht zum Geburtstag zu gratulieren? Vergessen hatte er es bestimmt nicht, Andy vergaß nie etwas.

»Cat«, hörte ich eine Stimme von der Terrasse zu uns herüberschallen, und hob den Kopf. Da stand ein Junge mit blonden kurzen Haaren in der Tür gelehnt, der zu uns herüber sah. »Kommst du irgendwann auch mal wieder rein?«

»Nicht jetzt, Josh«, gab ich etwas gereizt zurück. Es war doch wohl offensichtlich, dass es Isobell nicht gut ging. Ich würde sie hier bestimmt nicht für ihn sitzen lassen. Besonders nicht an ihrem Geburtstag.

»Ist schon gut, Cat«, meinte Isobell. Doch ihrer Stimme konnte ich deutlich anmerken, dass es *nicht gut* war. »Geh nur zu deinem Freund, ich bleibe noch etwas hier.«

Und wenn ich gar nicht zu ihm gehen wollte? Josh hatte getrunken, und da wurde er immer unausstehlich. »Nein, der wird sich auch ganz gut ohne mich amüsieren. Ich bleibe hier bei dir.« Als ich noch einmal den Kopf hob, stellte ich fest, dass Josh bereits wieder von der Tür verschwunden war, und atmete erleichtert durch. Ich mochte ihn wirklich, aber manchmal ging er mir einfach nur auf die Nerven. »Weißt du was?«, wandte ich mich dann wieder an Isobell. »Ich rufe Andy jetzt an. Noch ist es nicht Mitternacht und es ist das Mindeste, dass er dir gratuliert.«

»Das ist wirklich nicht nötig«, meinte Is, doch das war es sehr wohl. Außerdem wusste ich, dass es genau das war, was sie sich wünschte.

»Ich bin gleich wieder da.« Mit diesen Worten stand ich auf und ging um das Haus herum, das Isobells Großeltern ihr extra für die Geburtstagsfeier überlassen hatten. Dort vorne konnte ich zumindest in Ruhe telefonieren. Denn wollte ich nicht, dass Isobell mit anhörte, was ich Andy zu sagen hatte – es würde bestimmt nichts Nettes sein.

Mit dem Handy am Ohr wartete ich, bis das nervige Piepen unterbrochen wurde und sich jemand am anderen Ende der Leitung meldete. Vermutlich würde er nicht einmal abheben, überlegte ich. Um diese Uhrzeit schlief man doch normalerweise. Zumindest unter der Woche.

»Findest du es nicht auch total nervig, wenn Leute nicht an ihr Telefon gehen?«

Erschrocken fuhr ich herum. »Andy.« Meine Stimme klang atemlos, als ich seinen Namen aussprach. Es war schon eine ganze Weile her, dass ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte, doch er hatte sich kaum verändert. Er sah immer noch genauso gut aus. Schluss jetzt, Cat, mahnte ich mich selbst. Das musste aufhören. Doch mein Herzschlag ließ sich leider nicht so schnell beruhigen, wie sich sämtliche unangebrachten Gedanken aus meinem Kopf streichen ließen. »Was machst du denn hier?«

»Vermutlich das, weswegen du mich angerufen hast.« Andy grinste, doch ich starrte ihn nur an. Weswegen hatte ich ihn noch einmal angerufen?

»Isobell«, sagte ich dann, als es mir wieder einfiel. Langsam beruhigte sich mein Herzschlag wieder und die Wut kehrte in meinen Bauch zurück. »Du hast sie nicht angerufen, um ihr zum Geburtstag zu gratulieren.«

Andy legte die Stirn in Falten und musterte mich mit seinen fast eisblauen Augen eingehend, die mir jedes Mal aufs Neue den Atem raubten. »Also soll ich wieder verschwinden und sie vom Internat aus anrufen, oder ...«

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf und wandte den Blick von ihm ab. Wenn ich ihn ansah, kamen eindeutig keine sinnvollen Sätze aus meinem Mund. Warum war das nur so? Ich gab mir doch die größte Mühe, diese Gefühle zu unterdrücken. Für Isobell und auch für mich selbst, immerhin war ich mit Josh zusammen und das schon seit mehr als einem halben Jahr.

Ich seufzte. »Sie ist hinten im Garten, geh zu ihr.«

»Kommst du denn nicht mit?«

»Ich bin mit Josh hier«, sagte ich, immer noch, ohne Andy dabei direkt anzusehen. Ich wusste, dass sich die beiden nicht ausstehen konnten, und ich wollte nicht riskieren, dass Josh mich hier mit Andy sah. Ich wollte ihm keinen Grund liefern, eifersüchtig zu sein. »Ich sollte besser wieder zu ihm gehen.« Bevor ich mich auf den Weg machte, wandte ich mich noch kurz an meinen besten Freund. Dieses Mal konnte ich nicht anders, als ihm in die Augen zu sehen. »Es war schön, dich einmal wiederzusehen, Andy.«